

Ganz normale Selbstzensur

ZDF lädt Karikaturisten Kurt Westergaard aus

Eigentlich sollte in der ZDF-Talkshow von Markus Lanz heute der dänische Karikaturist Kurt Westergaard zu Gast sein. Der Anlass für ein Gespräch wären genug: Seit seine Zeitung, die „Jyllands-Posten“, im November 2005 mit den Mohammed-Karikaturen für Furore sorgte, lebt Westergaard in Angst, gegen ihn wie gegen die anderen Zeichner wurden Todesdrohungen ausgesprochen, sie stehen unter Polizeischutz. Am Neujahrstag war Westergaard in seinem Haus von einem mit einer Axt bewaffneten Islamisten überfallen worden. Westergaard rettete sich mit knapper Not. Vor ein paar Tagen wurde der Zeichner von der Zeitung zwangspensioniert. Er stelle wohl ein zu großes Sicherheitsrisiko dar, hatte er gesagt.

Darüber und über die jüngsten Drohungen gegen die amerikanische Animationsserie „South Park“ (F.A.Z. vom 24. April) hätte man sprechen können. Die Redaktion von Markus Lanz wollte das auch, bekam aus der Zentrale in Mainz aber eine Abfuhr. Warum? Es handele sich, heißt es auf Anfrage, um „eine ganz normale redaktionelle Entscheidung“. Eine Unterhaltungssendung sei nicht die richtige Plattform für die Auseinandersetzung mit diesem Thema. Mit einem Zurückweichen vor Extremisten oder Furcht vor Islamisten habe das nichts zu tun.

Seltsam aber wirkt es doch, denken wir nur daran, dass die Vorgängersendung von Johannes B. Kerner und auch Lanz selbst bei etlichen sich bietenden Gelegenheiten die Grenze zwischen Unterhaltung und Information recht frei interpretierten. Und seit wann ist die Bedrohung der Pressefreiheit kein Thema für eine Talkshow im öffentlich-rechtlichen Fernsehen?

„Ich hätte nicht gedacht, dass ein so großer Sender einknickt und Selbstzensur übt“, sagte Kurt Westergaard. Das ZDF habe ihm keine Gründe für die Absage genannt: „Aber natürlich hat das was mit der Sicherheit zu tun.“ Sein Galerist Erik Guldager sagte der Zeitung „Jyllands-Posten“, ein ZDF-Mitarbeiter habe ihm erklärt, man könne nicht für Westergaards Sicherheit garantieren und fürchte um das Leben und die Sicherheit eigener Mitarbeiter. „Selbstzensur aus Angst vor möglichen Repressalien“ nennt dies der Galerist. miha.

Milizen und Drogenbosse

„Reporter ohne Grenzen“ benennt Feinde der Presse

Nicht seit gestern leben Reporter gefährlich. Immer wieder sind sie Opfer von vielfältigen Repressalien, und die Situation scheint sich nicht zu verbessern. Darauf weist die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ (ROG) mit ihrer Liste der vierzig schlimmsten „Feinde der Pressefreiheit“ hin. Die Auflistung hat die Organisation zum Tag der Pressefreiheit an diesem Montag abermals vorgestellt. Versammelt sind darin Regierungschefs, paramilitärische und terroristische Gruppen, aber auch kriminelle Netzwerke und Drogenkartelle, welche die Pressefreiheit massiv durch Schikane und Gewalt einschränken. Da sind die üblichen Verdächtigen versammelt, doch tauchen 2010 auch zwei neue Akteure auf: philippinische Privat-Milizen und der jemenitische Präsident Ali Abdallah Saleh.

Die bewaffneten Gruppen auf den Philippinen verüben nach Angaben von „Reporter ohne Grenzen“ häufig Attentate auf Journalisten im Auftrag von Clanchefs und Politikern. Im vergangenen Jahr hätten sie dreißig Medienmitarbeiter auf der südlichen Insel Mindanao getötet. Die Regierung des jemenitischen Präsidenten Ali Abdallah Saleh versuche Journalisten an einer Berichterstattung über die Militäroperationen gegen Rebellen im Norden und über separatistische Bestrebungen im Süden des Landes zu hindern.

In Europa gelten unter anderem die spanische Terroristenorganisation ETA, der russische Premierminister Wladimir Putin und die italienische Mafia als Feinde der Pressefreiheit. Die organisierte Kriminalität in Italien gehört seit dem letzten Jahr in den repressiven Reigen. Journalisten sind zunehmend von Gewalt bedroht, wenn sie über mafiose Gruppen berichten.

Die Verfolgung von Journalisten in China gewinnt durch die gerade eröffnete Weltausstellung an Brisanz. Um das Bild des Landes in der Öffentlichkeit nicht zu gefährden, werde der repressive Kurs unter dem Präsidenten Hu Jintao verschärft. Die Polizei überwache etwa in Schanghai mehrere Dutzend Menschenrechtsaktivisten, um sie an Treffen mit ausländischen Journalisten zu hindern. Große Überraschungen birgt die Liste der vierzig größten Feinde der Pressefreiheit nach Ansicht von Anja Violh von „Reporter ohne Grenzen“ nicht: „Wir sind eher überrascht, dass sich in vielen Staaten gar nichts tut, obwohl beständig Verbesserungen der Lage versprochen werden.“ ANNE-CHRISTIN SIEVERS



7. Juli 1974, die 42. Minute im Endspiel der Fußball-WM im Münchner Olympiastadion: „Kleines dickes Müller“, der Stürmer in der Mitte, dreht sich und schießt, der niederländische Torhüter Jongbloed hat das Nachsehen. Das war im Farbfernsehen eine Sensation, aber auch im Radio, wo ein gewisser Heribert Fassbender die Szene beschrieb. Foto Imago

Da kommt der Ball auf Müller

Die Fußballreportage im Radio ist altmodisch. Gegen ihre jüngere Schwester, die Fernsehübertragung, die sich über die Jahre in den Vordergrund drängt, kommt sie nicht an. Wer aber der Reportage im Radio seine Aufmerksamkeit schenkt, dem gibt sie ein Stückchen Zauber zurück.

So schildert es schon Richard Carpenter in seinem Buch „Catweazle sucht die Zeichen“: „Die Stimme kam aus einem kleinen schwarzen Kasten, aus dem ein silberner Zauberstab hervorragte. Und jetzt zurück zum Fußball“, sagte der Kasten. Catweazle ließ die Augen über das Gras wandern, aber er sah nirgendwo einen Fußball. Einen Augenblick später redete der Kasten schon wieder. Diesmal mit einer anderen Stimme. Es schienen viele Dämonen in ihm zu hausen. „Jetzt ist Willers am Ball!“, schrie der Kasten, „ein glatter Schuss!“ Catweazle fuhr zurück. „Und aus!“, schrie der Kasten. Catweazle purzelte vor Schreck hintenüber.“

Man kann überall auf der Welt eine Fußballreportage im Radio einschalten und wird, ohne ein Wort zu verstehen, elektrisiert von ihrem Klang. Dessen Ingredienzien sind Stadion, Rhythmus und Stimme. Früher, in den alten Hörfunkzeiten, ließen die Reporter den Torschrei oft für sich stehen. Im Jahr 1961 stand der Hamburger SV im Halbfinale des Europapokals der Landesmeister. Der Gegner hieß FC Barcelona. 71 000 Zuschauer verfolgten das Rückspiel am 26. April in Hamburg. Der HSV musste ein 0:1 aus dem Hinspiel aufholen. Auf der Presstribüne saßen Rudi Michel und Heinz Deutsendorf und kommentierten die kompletten neunzig Minuten. Der Mitschnitt liegt im Archiv des NDR. Die Aufnahme verursacht heute noch Gänsehaut. Als Uwe Seeler in der 68. Minute das zwischenzeitliche 2:0 erzielte, bebt der Volkspark. Rudi Michel ließ den Torschrei der 71 000 sechszwanzig Sekunden lang stehen. Die Zeit schien für eine kleine Ewigkeit stillzustehen. Dann nahm er ab: „2:0 für den HSV. Tor durch Uwe Seeler.“

Von dem in den siebziger und achtziger Jahren populären NDR-Reporter Günter Maletzko ist belegt, dass er als Pensionär jungen Kollegen im Stadion des VfB Lübeck, wo der Berichterstatter in einen Glaskasten gesperrt war, bei dem sich kein Fenster nach draußen öffnen ließ, mit einem Fuß und einem Arm die Türen zur Haupttribüne aufhielt und mit einer aufgefalteten Zeitung versuchte, Stadionluft in die Kabine zu wedeln.

Am 7. Juli 1974 um 16.42 Uhr erlebte er in seiner späteren Karriere als Fernsehkommentator oft gescholtene Reporter Heribert Fassbender eine Sternstunde. Er saß neben dem berühmten Kollegen Oskar Klose auf der Presstribüne des Münchner Olympiastadions. Die beiden kommentierten im Wechsel das Finale der WM zwischen den Niederlanden und der Bundesrepublik. Nach Elfmeteroren von Neeskens und Breitner stand es 1:1. Die Schlussphase der ersten Halbzeit lief, als die Reihe an Fassbender war. Die 42. Spielminute war angebrochen. Über die für diese Weltmeisterschaft typische Stadionatmosphäre aus Tausenden von Dreiklangfanfaren sprach er seine Reportage.

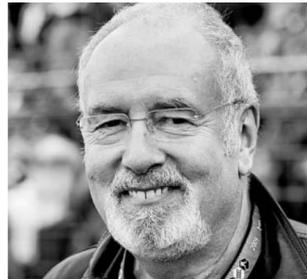
„Auch Grabowski gefällt mir heute / Sieht jetzt, dass Bonhof steil geht / Und prompt ist der Ball bei Bonhof gelandet / Im Sechzehnmeteraum / Spitzer Winkel zum Tor / Da kommt der Ball auf Müller / Der dreht sich um die eigene Achse / Schießt und – Tor! / Tor durch Gerd Müller!“

Fassbender gelang in wenigen Silben vom Raisonement zur explodierenden Situation auf dem Feld. Mehr noch scheint es, als würde er hineingerissen. Bei mehrmaligem Hören der Reportage fällt auf, dass Fassbender nicht Schritt hält mit der schnellen Drehbewegung Gerd Müllers. Fünf Hundertstelskunden vor Fassbenders Torschrei rollt der Torschrei des Publikums lawinengleich heran.

Doch das ist unerheblich. Der Rhythmus der Sprache schlägt in Bann. Wie in einem Gedicht macht er die Seele einer Fußballreportage aus. Fassbenders Prosa

Bei der WM 1974 hat ein Stürmer namens Müller, Vorname Gerd, die Nation erlöst. Am Wochenende machte Nachnamensvetter Thomas die Bayern mit einem Dreierpack zum Meister. Besonders schön ist das im Radio. Die Fußballreportage im Radio ist eine Kunstform. Hier rennt die Zeit oder steht still. Es müssen nur die Richtigen am Mikrofon sein.

Von Patric Seibel



Am vergangenen Wochenende, als Bayern Meister wurde und Schalke wieder einmal nicht, sendete die ARD eine „Bundesliga-Konferenz XXL“. Die Formatangabe war angemessen, spannender als im Radio gibt es so etwas nicht. Die Grundlagen dafür lieferten seinerzeit Reporter wie Kurt Brumme (oben), Heribert Zimmermann (Mitte) und besagter Heribert Fassbender. Fotos dpa/Ullstein/Imago

ist Poesie. Das Maß der Worte folgt dem Geschehen. Es bedingt die Form der Rede, die Hebungen und Senkungen des Rhythmus. Im selben Spiel bot Oskar Klose ein Sprachspiel voll tänzerischer Leichtigkeit. Es lief die 25. Minute des WM-Finales, und Deutschland lag 0:1 zurück. „Overraths Maßvorlage geht auf die linke Seite zum Frankfurter Hölzlein / Der strebt auf den Strafraum zu /

Ist schon drin / Jetzt muss er die Nerven haben / Elfmeter!“

Der Sprachduktus Kloses verwandelte sich dem Lauffrhythmus des Frankfurter Linksaußens an. Der Reporter ist Berichterstatter, Medium und Künstler zugleich.

Der gute Reporter ist der Souverän des Rhythmus. Er vollzieht Volten und Wendungen. Er reißt das Pferd in vollem Lauf herum. Er findet den Takt, den Duktus des Spiels und macht ihn sich zu eigen. Er ist ein Dichter der Bewegung. Er muss in der Langsamkeit genauso zu Hause sein wie im Rausch.

Nach Marcel Proust beeinträchtigt nichts so sehr den Klang der Stimme wie die Tatsache, dass sie Gedanken wiedergibt. Von dem Philosophen Theodor W. Adorno, der sich nicht für Fußball interessierte, ist überliefert, dass er, obwohl in langen und schwierigen Sätzen redend, durch seine Stimme, seinen Sprachduktus, die Intonation die Zuhörer im Hörsaal fesselte. Von dem Dichter Stefan George hieß es, er habe eine magisch wirkende, verzaubernde, betörende, in Bann schlagende Stimme gehabt. Seit den Zeiten der heroischen Sänger, der Vermittler von Heldensagen und Minneliedern kennt man die Kunst der Prosodie. Sie umfasst Tonlage, Akzent, Klangfarbe der Stimme, Rhythmus der Silben, Lautstärke, Dramaturgie.

Die fußballerische Urszene der alten Bundesrepublik ist das WM-Finale von 1954. Reporter Heribert Zimmermann, mit der Klangfarbe eines Frontberichterstatters in der Stimme, zog die Hörer hinein in ein Schlachtgemälde aus Wagnerklängen und Nibelungenlied:

„Sechs Minuten noch / Im Wankdorfstadion von Bern / Aber keiner wandt / Der Regen prasselt unaufhörlich hernieder ...“

In der zweiten Hälfte des Finales von Bern ist ein kurzer Satz, der, weitab von brisanten Momenten im Strafraum, besonders wirkt: „Ottmar Walter fällt hin.“ Auch diese scheinbare Kleinigkeit nannte Zimmermann. Das beschwörende „Steh wieder auf!“ rief er nicht, aber es war mitgemeint. Zimmermann, im Krieg Panzerkommandant, hat auf den Schlachtfeldern Fallende gesehen. Er hat weitere dramatische Begegnungen übertragen. Beim Skandalispiel Schweden gegen Deutschland im Halbfinale der WM 1958 zerschnitt seine Stimme mit homerischer Wucht die Gegenwart, als das Unheil über das deutsche Team hereinbrach: „Da wird Juskwia vom Platz gestellt.“ In der Stimme Zimmermanns schwang immer etwas Schicksalhaftes mit, ein unheilvoller Klang vom alten Sportpalast. Sein Stil gehört in die fünfziger Jahre. Für heutige Ohren klingt er allzu martialisches.

In den sechziger und siebziger Jahren wandelte sich der Reportagestil. Männer wie Oskar Klose und Kurt Brumme riskierten auch mal einen Witz, auch wenn er, wie beim Jahrhundertspiel Deutschland – Italien bei der WM 1970 in Mexiko, nicht resistentfrei war. Kurt Brumme konstatierte genervt eine (tatsächliche oder fingierte) Verletzung von Roberto Boninsegna: „Signore Boninsegna ist sobeben verstorben!“

Kein anderer Reporter der siebziger Jahre konnte durch den Klang seiner Stimme so beeindruckend wie Jochen Hageleit. Wenn er die ersten Worte aus dem Bochumer Ruhrstadion oder dem Georg-Melches-Stadion in Essen sprach, begann für die Hörer das Drama. Später führten Manfred Breuckmann für den WDR oder Günter Koch beim Bayerischen Rundfunk diese Tradition fort. Heute sind beide nicht mehr in der ARD aktiv. Koch kommentiert als Rentner nebenher für das Internetradio „90elf“. Einer der noch tätigen alten Meister ist Rolf Rainer Gecks vom Norddeutschen Rundfunk. Mit sanfter Stimme nimmt er die Hörer mit auf labyrinthische Pfade fein versponnener Sätze.

Stimme, Stadion und Rhythmus ergeben den Song. Analog zum Pop ist der Reporter der Sänger, das Stadion die Band, und beide zusammen erfinden die Lyrics.

Das wäre der physische Teil. Die unsichtbare Zauberformel der Fußballreportage

im Radio erschließt sich durch den Romancier Marcel Proust.

In seinem Hauptwerk „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ steht allerdings kein einziges Wort über Fußball. Proust widmete sich mit nie zuvor und nie wieder danach erreichter Genauigkeit der Erinnerung an Vergangenes und dessen mikroskopisch genauer Schilderung. Dabei bewegt er sich auf den unterschiedlichsten Zeitebenen. Die Beschreibung einer Weißdornhecke zum Beispiel kann sich über fünf Seiten erstrecken. So viel Zeit sollte sich ein Fußballreporter zwar nicht lassen, aber das Verwandtschaftsverhältnis zu Proust ist evident.

Das Spiel lebt von der Dialektik zweier Zeitebenen: Chronos und Kairos. Der Gott Chronos regierte bei den Griechen die Zeitdauer; er ist Namenspatron des Chronometers, der neuzeitlichen Uhr. Er steht für die neunzig Minuten, die unaufhaltsam verstreichen. Heribert Zimmermann hat ihn in der Schlussphase des WM-Finales von Bern beschworen:

„Man möchte ihm zufenen: Geh doch schneller! Geh doch schneller!“

Aber die alten Griechen kannten eine zweite Zeitform: Kairos, den glücklichen Moment. In der Existentialphilosophie steht er für den Augenblick, in dem eine weitreichende Entscheidung bevorsteht. Die christlichen Kirchenväter sahen in ihm den Moment des göttlichen Eingriffs in die Welt. Im Fußball entspricht ihm die (verwandelte) Torchance.

Sie eröffnet sich, manchmal als Produkt einer spielerisch perfekten Aktion, manchmal scheinbar aus heiterem Himmel. Der Ball liegt bereit, dem Publikum stockt der Atem, die Zeit scheint stillzustehen. Als Qualitätszeit beherrscht Kairos die quantitative Zeit, das lassen übrigens auch die Fifa-Regeln erkennen: Sind die neunzig Minuten plus Nachspielzeit abgelaufen, darf der Schiedsrichter das Spiel nicht beenden, wenn noch ein auf das Tor abgegebener Schuss unterwegs ist.

Die Fußballreportage ist selbst eine Botin aus einer anderen Epoche. Sie existiert seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Wer ihr lauscht, gewinnt die sinnliche Erfahrung einer längst vergangenen Zeit. Zugleich lebt die Reportage aus einer Vielzahl von Zeitebenen und -einheiten heraus. Es gibt den Rückblick, die Erinnerung, die jüngere Geschichte, parallel laufende Aktionen und die Unmittelbarkeit jenes schockartigen Moments, der sich mit einem Male verdichtet in einer zur Ewigkeit währenden Sekunde, wie Proust es nennt.

Ganz so hat es Ronald Reng in seinem Buch „Der Traumhüter“ beschrieben: „Die Radioreportage war eine einzige Qual. Barnsley verteidigte, und der Reporter sagte natürlich nicht: ‚Ein Schuss von Berger, aber ich bin mir sicher, Leese wird ihn halten.‘ Nein, der Reporter, dieser Höllenhund, schrie: ‚Ein Schuss von Berger, gefährlich, und ...‘, und dann macht er eine kunstvolle Pause, gehalten von Leese“, sagt er dann dramatisch, aber in der Atempause davor war ich natürlich schon Hunderte Tode gestorben.“

Patric Seibel ist freier Autor. Er ist Fußballreporter bei dem Internetradio „90elf.de“ und betreibt das Projekt „Dein Tor im Radio“ (deintorimradio.de).

Die lichten Fassaden ab

Für Google Street View finden sich windige Helfer

Datenschützer, Politiker und besorgte Bürger haben immer wieder ihre Hand gegen Google Street View gehoben. Aber sie haben wohl nicht mit „The Wisdom of Crowds“ gerechnet, jener angeblichen Weisheit der vielen, die sich mittels Masse der Nutzer im Internet Bahn brechen soll. Denn mancher Netzbewohner plant, nun einfach Google zu spielen und auch zu fotografieren. Der sogenannte Socialmediaberater Jens Best will jedenfalls nicht hinnehmen, dass Street View einige Häuser nicht zeigen könnte. Er hat via Twitter aufgerufen, fehlende Häuser selbst zu fotografieren und unter Inanspruchnahme „unseres Rechts auf freie Fotografie“ zu veröffentlichen.

Was man zuerst für einen Scherz halten kann, scheint der Berater jedoch tatsächlich ernst zu meinen. Das sagt er zumindest. Google Street View sei ein richtiges Anliegen. „Ich sehe keine Argumente, die dagegen sprechen“, sagt Best dieser Zeitung. „Es kann nicht schlimm sein, wenn man die Fassade eines Hauses fotografiert.“ Man solle nicht unkritisch gegenüber Google oder Facebook sein, aber die „Stimmungsmache“ gegen das Web sei übertrieben. „Man muss einfach mal die Gegenmeinung zeigen“, meint er. „Vielleicht ist es eine kleine Provokation, aber eine, die auf jeden Fall durchgeführt wird“, sagt er. Einige haben seinen Aufruf auf Twitter weiterverbreitet. Einige Dutzend haben auf der Internetseite Doodle, einem Dienst für Terminplanungen, zugesagt, mitzumachen. Die Follower scheinen nichts Besseres zu tun zu haben, als anderer Leute Häuschen abzulichten.

Der Plan lautet wie folgt: Wenn das deutsche Street View gestartet ist, will Best gemeinsam mit allen, die sich beteiligen wollen, Häuser fotografieren, die Google nicht abbildet. Die Aufnahmen sollen dann ins Internet gestellt werden, vielleicht auf Flickr, vielleicht auf einer anderen Plattform oder einer eigenen Internetseite. Die Fotos sollen mit genauer Position erkannt werden – und jeder dürfe sie verwenden. Sie dürften dann auch von Google Street View eingesetzt werden oder auf der nicht-kommerziellen Internetseite Open Maps erscheinen. Soll man das ernst nehmen?

Dass die Bilder tatsächlich bei Street View erscheinen, ist unwahrscheinlich. Schließlich wird Google die Fotos nicht aufnehmen. „Derzeit können wir kein eingereichtes Bildmaterial zur Aufnahme in Street View annehmen“, heißt es auf Googles Internetseite. „Diesen Aufruf finde ich unmöglich“, sagt aber Schleswig-Holsteins Datenschutzbeauftragter Thilo Weichert im Gespräch mit dieser Zeitung. „Wenn jemand ganz gezielt den Widerspruch zu umgehen versucht, wäre das rechtswidrig.“ Google scheint jedenfalls die Sorgen vieler inzwischen ernst zu nehmen und will sich an Widersprüche halten, in denen Bürger sagen, dass ihr Haus nicht in Street View gezeigt werden solle. Im Gespräch mit Bundesverbraucherministerin Ilse Aigner (CSU) hat das Unternehmen zudem gerade zugesagt, den Dienst auch erst zu starten, wenn alle von Bürgern eingereichten Widersprüche vollständig umgesetzt sind. Dies ist für Weichert selbstverständlich. „Das, was sie nun zusagen, haben wir ihnen schon vor einem Jahr ins Pflichtenheft geschrieben“, sagt er. „Das haben sie auch zugesagt.“

„Privates muss privat bleiben“, sagt auch Verbraucherministerin Ilse Aigner. „Jeder Bürger muss das Recht behalten, über die Verwendung seiner persönlichen Daten selbst zu entscheiden.“ Wer nicht auf dem Präsentierteller der digitalen Welt landen wolle, könne jederzeit Widerspruch einlegen und seine Daten löschen. Ein Musterwiderspruch findet sich auf der Internetseite ihres Ministeriums unter www.bmelv.de. Auch Sammelwidersprüche von Städten und Gemeinden wolle Google akzeptieren. Die Ministerin Ilse Aigner schlägt vor, dass Gemeinden vorformulierte Widerspruchslisten in Rathäusern auslegen, die sie gebündelt weiterleiten. Ganze Straßenzüge könnten damit unkenntlich gemacht werden, wenn die Bewohner oder Eigentümer dies wünschen. Das hilft zumindest gegen Google, für deren mutmaßliche Erfüllungsgehilfen muss sich die Ministerin wohl noch et was einfallen lassen. JAN HAUSER

Ich bin bei dir,
du seist auch noch so fern.
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt,
bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

J. W. von Goethe

IN MEMORIAM

Erhard Funke

geb. 27. 2. 1913 in Meerane – verst. 4. 5. 1980 in Frankfurt

In Liebe und Dankbarkeit
Lieselotte Funke